

Verfehmt.

Roman von H. Arnfeld.

16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Kinder! Kinder! Das ist des Glückes beinahe zu viel!" sagte die Frau Geh. Hofrat Wengler und faltete die weißen, hageren, von blauen Adern durchzogenen Hände, während an ihren runzelvollen Wangen Träne auf Träne hinabrieselte.

einige Papiere reichend, in mehr geschäftsmäßigem Tone fort: „Sieh her, liebe Mutter, hier sind alle Schuldscheine des Vaters beisammen, wir können jetzt ein lustiges Feuer damit anmachen.“

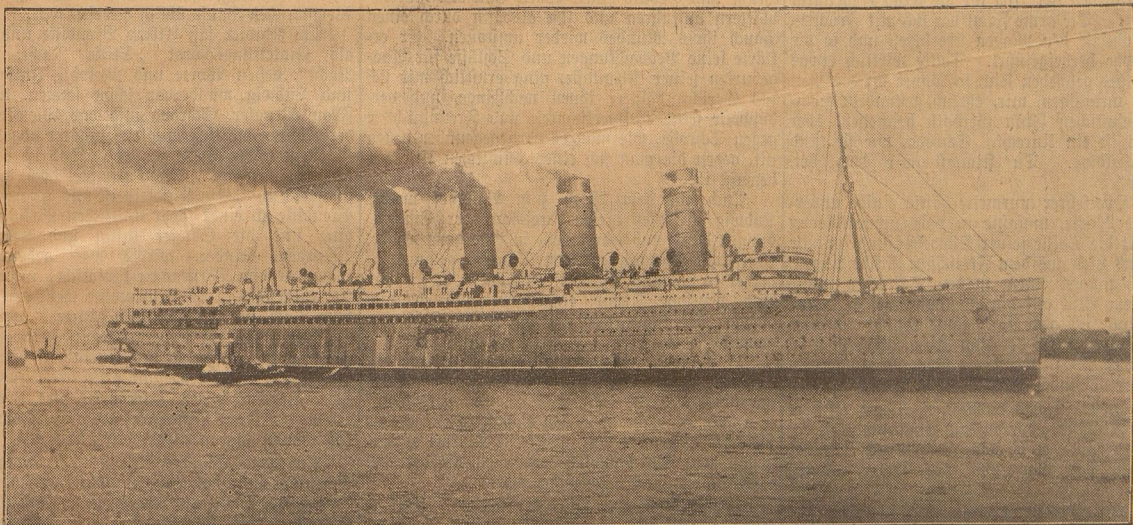
„Mein guter Sohn!" lächelte sie unter Tränen und strich ihm mit der kühlen, welken Hand liebevoll über das Gesicht. „Wie hast Du gearbeitet und gedurft, um dieses Ziel zu erreichen.“

„Es ist erreicht!" jubelte er, „früher als ich zu hoffen gewagt, dank des Honorars, das ich für die „Markgrafen" erhalten habe. Die Berufung an

Mutter und wiegte bedächtig das mit schneeweißen Haar bedeckte ehrwürdige Haupt. „Es ist zwar nur eine Form, die darf man aber doch nicht verlegen.“

„Das werde und will ich gewiß nicht, so wenig sie es um Luise verdient hat, daß man sie als deren Beschützerin behandelt," erwiderte Ludwig. „Morgen vormittag ziehe ich den schwarzen Frack an, nehst weißer Weste und Halsbinde und mache der Frau Sabota Gerboth meine Aufwartung, heute bleiben wir aber unter uns. Behandle ich sie heute schon als Schwiegermutter, so müßten wir

Das Schnellste Schiff der Welt.



Der englische Turbinendampfer „Mauretania“.

Der englische „Ozeanwindhund", die „Mauretania", hat abermals einen Rekord aufgestellt. Sie erreichte die Höhe des Leuchtturms bei Queenstown vier Tage, 20 Stunden 2 Minuten nach ihrer Abfahrt von New York. Ihre beste Tagesfahrt auf dieser Reise waren 671 Knoten. Im Durchschnitt würde dies einer Geschwindigkeit von 25,93 Knoten pro Stunde entsprechen, während sie auf ihrer letzten

Reisefahrt nur 25,30 Knoten Durchschnittsgeschwindigkeit erreichte. Die „Mauretania" hält somit das „blaue Band" sowohl für die Reise nach New York, die sie zuletzt in 4 Tagen 12 Stunden 6 Minuten zurücklegte, als auch für die Rückfahrt nach England. Dieses Schiff ist aber nicht nur der schnellste, sondern auch der größte Passagierdampfer der Welt. Das Kielensquadrat ist 800 Fuß lang

und bietet Raum für 500 Passagiere erster Klasse, 500 zweiter Klasse und 1300 Zwischendeckpassagiere. Die Bedienungsbesatzung beträgt 800 Köpfe. Die Kapazität der „Mauretania" für überseeische Transporte wird im Kriegsfalle auf über 10 000 Mann berechnet und auf das Doppelte bei Truppenbeförderungen nach dem Kontinent. Diesen Kriegsdampfer führen wir unsern Lesern im Bilde vor.

„Ein Glück kommt selten allein, lieb Mutter, besonders wenn man etwas nachhilft," erwiderte mit frohem Lächeln der Sohn, „ich habe mir meine guten Nachrichten extra für den Christabend ausgespart und würde sie Dir unter den Baum gelegt haben, wenn mich nicht besondere Rücksichten davon abgehalten hätten. Freue Dich des Glückes, Du hast es redlich verdient durch die Tapferkeit, mit der Du im Unglück ausgehalten.“

Er umarmte die alte Dame und fuhr, ihr

die Univeritäts Halle ist auch eingetroffen, nun gehe ich nach dem Bahnhof, um den Herrn Kapellmeister Brendide abzuholen, und heute abend feiern wir eine Doppelverlobung.“

Er richtete die letzten Worte an seine Schwester, die in tiefer Bewegung neben der Mutter stand und ihm auch jetzt nur schweigend die Hand zu drücken vernachte.

„Wüßtest Du nicht doch zuvor zu Frau Gerboth gehen und um Luise anhalten?" fragte die

sie zur Teilnahme an unserer Christfeier einladen.“

„Um Gottes willen, nur das nicht!" rief Julie zusammenschredend, und auch die Geheimrätin machte eine abwehrende Bewegung. „Die Gegenwart dieser Frau könnte uns den ganzen Abend verderben. Er wird ohnehin schon verdüßtert, da Schröda anwesend sein wird.“

„Julie, Du hast eingewilligt, als ich Dich fragte, ob ich ihn zur Teilnahme an unserer Christbeherung einladen dürfe, weil es mir graujam



und zugleich gefährlich erschien, ihn am heiligen Abend der Böttnigkeit von Frau Jakobea allein zu überlassen.

„Das habe ich!“ gab sie mit einem Seufzer zu. „Und Du hast auch versprochen, gütig und freundlich gegen ihn zu sein.“

„Auch das habe ich und werde es halten, zumal ich Albert neben mir habe!“ erwiderte sie und ein Freudenlächeln huschte wie ein Sonnenschein über ihr Gesicht; „aber schwer wird es mir, sehr schwer. Schroda flößt mir ein Grauen ein, dessen ich nicht Herrin werden kann.“

„Kind! Kind!“ rief die Mutter erschrocken und schüttelte verzweifelt das Haupt. „Der unglückliche Mann ist aufs tiefste zu beklagen, aber scheuen braucht man sich nicht vor ihm. Du kannst doch unmöglich den Verdacht haben —“

„Sprich es nicht aus, Mutter, sprich es nicht aus!“ unterbrach sie Julie, umschlang mit den Armen ihren Hals und verbarg das Gesicht an ihrer Brust. „Ich kann — ich kann ja von dem Gedanken nicht los, daß er es getan, um meinetwillen getan hat und fühle mich als seine Mitschuldige!“

„Julie!“ rief die Mutter entsetzt. „Hätten wir ihm gesagt, daß ich mit Albert verprochen bin, alles wäre vielleicht anders gekommen!“ sagte Julie weiter.

„Du handelst töricht, meine liebe Tochter,“ stellte ihr die Mutter ernst und liebevoll vor. „Es ist schon krankhaft, sich für das Verbrechen eines anderen verantwortlich zu machen, an dem man keinen Teil hat, noch viel schlimmer ist es aber, dies zu tun, wo gar kein Verbrechen begangen worden ist.“

„Mutter, Du meinst —“
„Daß Malchen Schroda eines natürlichen Todes gestorben ist!“ fiel ihr die Frau Geheimrat ins Wort. „Die arme Frau hat sich mit Früchten und Kruchsfrost den Magen überladen und so die Katastrophe herbeigeführt. Sollte wirklich etwas Ungehöriges geschehen sein, so könnte ich das weit eher der unruhigen, mir, ehrlich gestanden, ziemlich unheimlichen Frau Gerboth beimessen, aber auch das ist ein Unrecht. Schroda, wie sie, sind beide schuldlos. Du stimmst mir doch bei, Ludwig?“

Der Oberlehrer murmelte hastig einige unverständliche Worte, umfaßte in recht unmotivierter Lustigkeit die Taille seiner Schwester und sumnte Menschens Lied aus dem Freischütz: Trübe Augen, Liebchen, taugen einem holden Bräutchen nicht! Mit einem Blick auf die Wanduhr rief er dann: „Jetzt muß ich aber fort, sonst komme ich nach dem Bahnhof, wenn der Zug schon eingelaufen ist und Albert fährt, wenn er niemand zu seinem Empfang vorfindet, wieder zurück.“

Mit diesem etwas wohlfeilen Scherz eilte er aus dem Zimmer, ohne auf die Einwendungen der Mutter zu hören, es sei noch zu früh und er werde lange auf das Eintreffen des Zuges warten müssen.

Es war ihm darum zu tun gewesen, der Mutter und Schwester möglichst rasch aus den Augen zu kommen, denn er konnte und mochte sich an ihrem Gespräch nicht beteiligen. So sehr sein Verstand, sein Rechtsgefühl, seine Freundschaft für Otto Schroda sich dagegen auflehnten, so redlich er sich bemühte, das Mißtrauen gegen ihn wie einen fremden Tropfen in seinem Blute auszustoßen, es kam immer wieder und wollte sich nicht bannen lassen.

Er kannte den Freund sehr genau, war in der schwereren Zeit nach dem Tode seiner Frau am meisten um ihn gewesen, und was er da gesehen, hatte ihn mit schweren Bedenken erfüllt. Schrodas Verhalten an der Leiche seiner Frau, seine Weigerung, die Bestimmung der Leiche zu gestatten und dann seine plötzliche Erlaubnis dazu, sein Benehmen, während das traurige Geschäft vor sich gegangen und nachdem er erfahren, daß man Verdächtiges nicht gefunden habe, waren für denjenigen, der scharf beobachtete und tiefer blickte, in

hohem Grade bedenklich, um nicht zu sagen verdächtigend gewesen.

Es ließ sich das ja alles aus seiner hochgradigen Erregung erklären und Wengler gab sich ehrliche Mühe, es zu tun, wenn nur nicht andere Dinge noch hinzugekommen wären!

Warum vernied Schroda mit ängstlicher Scheu, von der Verstorbene zu sprechen und suchte abzubringen, sobald die Rede auf sie gebracht wurde? Warum besuchte er nie das Grab der Armen auf dem Kirchhof, obwohl er Sorge dafür getragen hatte, daß es selbst im Winter angemessen instand gehalten wurde? Warum hatte er sich von seinem einzigen Kinde getrennt, das ihm doch ein Trost, dessen Erziehung ihm eine liebe Beschäftigung hätte sein müssen? Warum schloß er sich von allem Verkehr ab und räumte Frau Gerboth eine Nacht über sich ein, die verzweifelt viel Aehnlichkeit hatte mit der, die ein Mitschuldiger über den andern ausübt?

Es gab auf alle diese Fragen wohl andere Antworten, aber Wengler kam immer wieder auf die eine zurück, die ihn schaudern machte und ihn gleichzeitig mit Grauen und mit tiefem Mitleid für den Unseligen erfüllte.

Hatte Schroda gekündigt, so war es geschehen unter dem Druck stärkeren Willens, als der seinige war, oder vielmehr er hatte geziehen lassen, was er nicht abwenden konnte und nicht abwenden wollte. Frau Jakobea war die Hand gewesen, die ausgeführt, wonach sich sein Herz sehnte, und diejenige, um derenwillen er das zugelassen, zeigte ihm jetzt offen ihre Abneigung, ihr Grauen, während die, an die er durch ihre gemeiname Tat gekettet war, ihn als ihr Eigentum festhielt und nicht wieder loslassen wollte.

Hatte Wengler sich das alles zurechtgelegt, so erging es ihm gewöhnlich wie den Kindern, die mit Mühe und Geduld einen hohen Bau aus Kartenblättern aufzuführen und ihn alsdann durch einen Hauch ihres Mundes wieder umstoßen. Er erklärte seine Beobachtungen und Schlüsse für Ausgeburten seiner Phantasie, ging ernstlich mit sich ins Gericht, daß er ihnen nachhängte, und verdoppelte seine Aufmerksamkeit und Freundlichkeit gegen Schroda, wie man es gern gegenüber denen tut, gegen die man sich eines heimlichen Unrechts bewußt ist.

Auch auf dem Wege zum Bahnhof machte Ludwig Wengler diesen Kreislauf der Empfindungen durch und war zuletzt in eine ganz weiche, rührselige Stimmung gegen Schroda gelangt, in der er es sich zum Vorwurf anrechnete, daß er ihn zum heutigen Abend eingeladen und so zum Zeugen des bräutlichen Glückes seiner Schwester gemacht hatte.

„Ich fürchte, ich habe da wieder einmal mit meinen eigenen robusten Nerven und nicht mit den angegriffenen des armen Burjchen gerechnet!“ murmelte er, während er den Bahnsteig auf und ab schlenderte, denn er war, wie seine Mutter vorhergesagt, nach dem Bahnhof gekommen, als der Zug noch nicht einmal angemeldet war.

„Jetzt ist es aber einmal geschehen,“ setzte er sein Selbstgespräch fort, „es ist zu spät, ihm noch abzuwinken, und wollte ich es tun, ließe ich ihn nur aus der Seylla in die Charubdis fallen. Besser, er ist heute abend bei uns und erfährt, was ihm doch nicht verborgen bleiben konnte, als er bringt ihn bei Frau Gerboth zu.“

Die Bewegung, die der Ankunft eines Zuges auf dem Bahnhof immer vorauszugehen pflegt, machte sich jetzt bemerkbar. Die gelben Wagen für die ankommenden Poststücke wurden herangeschoben, die Paketträger mit ihren Karren erfüllten den Vorplatz! Vorsicht! riefen den Bahnsteig, der Inspektor mit der roten Dienstmütze auf dem Kopf, nahm seinen Platz ein. Das mit Bahnsteigkarten versehene Publikum hatte sich recht zahlreich eingefunden, denn man erwartete zum Weihnachtsfeste in vielen Familien Besuch und hatte zu dessen Abholung einen Boten entandt.

Das Zeichen ward gegeben, dicke graue Dampfwolken verkündeten das Nahen des Zuges,

alle Hälse reckten sich empor, um noch, ehe er in die Halle eingelaufen war und still stand, den Erwarteten zu erblicken. Und nun hielt er, die Türen der Wagen öffneten sich und als einer der ersten Passagiere sprang Albert Brendide zur Erde. Sein scharfes Auge hatte den Schwager schon aus der Ferne erkannt und mit einem Jubelruf sank er ihm in die Arme.

Es war um Mittag ein leichter Schneefall gewesen, jetzt hatte sich aber der Himmel wieder geklärt, es war still und nicht übermäßig kalt, die beiden Männer beschloßen daher, den Weg nach dem „Goldenen Beutel“, wo Brendide Quartier zu nehmen gedachte, zu Fuß zurückzulegen. Er übergab dem ihm schon bekannten Hotelbedienten seinen Gepäckschein, und Arm in Arm schritten die beiden Schwäger der Stadt zu, die schon leicht von der früh hereinbrechenden Dämmerung erfüllt war und in deren vom süßen Duft der frischgebackenen Stollen und Kapstuchen erfüllten Straßen jene vorzeitige Geschäftigkeit herrschte, die dem Feste voranzugehen pflegt.

Drei Stunden später brannten im großen Wohnzimmer der Frau Geheimrat Wengler am sinnig geschmückten, hohen, dunklen Lannbaum, die zahlreichen Wachskerzen. Seine Spitze bildete ein Engel, der eine blaue Fahne in der Hand hielt, auf der in Goldschrift die Worte standen: „Ehre sei Gott in der Höh“, Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Zwischen Ketten aus Goldschmuck und vergoldeten Äpfeln und Nüssen hing kleines Gepäck und Konfekt aller Art, denn Frau Wengler hatte erklärt, sie habe es immer so gehalten und ihre Kinder nicht mit Papier- und Glaszieraten, die von einem Jahre zum andern aufbewahrt würden, abgepeist. Sie hätten den Baum immer ganz regelrecht plündern dürfen, und dabei sollte es bleiben. Es blieb auch in anderen Dingen so, wie es seit vielen Jahren im Wenglerschen Hause üblich gewesen war.

Am Klavier saß Albert Brendide und spielte als Einleitungschoral „Stille Nacht, heilige Nacht“, dessen Worte und Melodie Julie, Luise und Ludwig wunderbar schön sangen, während Frau Wengler, Schroda und das Dienstmädchen der ersteren die tiefbewegten Zuhörer abgab.

Dem ersten folgten: „Das ist der Tag, den Gott gemacht“, „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ und „Ein Kindlein ist uns geboren!“, bis Brendide zu einer mehr weltlichen Melodie überging und die Sänger lustig und übermütig: „Morgen, Kinder, wird's was geben!“ und Schmidts von Verneuden profaisches und doch so tief ruhrendes „Der Sturmwind weht den Schnee vom Dach, die Ofenflammen zittern!“ vortrugen.

Damit war der Uebergang zur Christbezeichnung gegeben, die rings um den Christbaum auf weißgedeckten Tischen dergestalt ausgebreitet war, daß jeder einzelne seinen Tisch hatte, auf dem unter Obhut der Frau Geheimrat die andern die für sie bestimmten Gaben niedergelegt hatten.

Auf dem Tische des Dr. Wengler prangte seine Berufung auf einen Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Halle, auf dem Albert Brendides seine Bestallung als Kapellmeister des Hoftheaters in Dresden; Juliens Tisch wies schönen Schmuck in Fülle und andere kostbare Sachen auf; ihr Bräutigam hatte sie so reich bedacht, daß Ludwig seinen Arm um Luise schlingend scherzhaft und doch mit einem leichten Anflug von Traurigkeit sagte:

„So wie der Herr Kapellmeister kann ich Dich nicht beschenken, mein Lieb, ein neugebackener Professor wie ich bin —“

„O, Ludwig, du gibst mir so unendlich viel!“ erwiderte sie und barg ihren Kopf an seiner Brust. „Deine große Liebe! Eine Heimat!“

„Und Albert hat mich viel zu reich beschenkt, er wird sich in Zukunft in seiner Freigebigkeit auch beschränken müssen,“ sagte Julie, lächelnd zu Brendide aufschauend, und dieser sagte:

„Ich werde mich gänzlich der Leitung meines guten Engles überlassen, heute mußt Du aber noch etwas von mir annehmen, was ich nicht unter den Christbaum legen, sondern Dir selbst an den

Finger stecken wollte." Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, entnahm demselben einen goldenen, mit funkelnden Steinen besetzten Ring und steckte ihn ihr an den Ringfinger; gleichzeitig schlang er seinen Arm um sie und küßte ihr Stirn und Wangen.

"Julie Bengler und Kapellmeister Albert Brendicke empfehlen sich als Verlobte!" rief Ludwig Bengler in scherzhaftem Ton. "Die Sache ist Dir natürlich nicht neu, sie spielt schon beinahe seit einem Jahre und Du hast schon lange bemerkt, wie es um diese beiden stand."

(Fortsetzung folgt.)

Die junge Exzellenz.

Roman von Georg Hartwig.

(34. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als er ihren angstvollen Blick wahrte, fragte er mit schonender Milde:

"Können Sie es denn ertragen, daß ich den Finger auf die alte Wunde lege, die noch immer schmerzt? — Doch! Sie haben recht. Früher oder später mußte die Ausprache kommen. Ich sehe es ein."

"Ich danke Ihnen," flüsterte sie, von dem weichen Klang seiner Stimme hingerissen.

"Dank!" rief er mit tiefer Bewegung. "Mir? Nein, nein! Ich will Sie nur noch einmal zu dieser Stunde bitten, herzlich, innig bitten, mir zu verzeihen, was das Schicksal über uns verhängt."

Eva schlug die Hände vor ihr Antlitz. Er glaubte, in verletztem Stolz.

"Wenn ich wüßte, wie ich Ihnen Genugthuung verschaffen könnte, da Sie das unsägliche Leid, welches ich über mich selbst verhängen mußte, als solches nicht anerkennen."

Er bengte sich gegen sie.

"Wenn Sie meine Freundschaft annehmen wollten, kein festeres Seelenband sollte je gewoben sein. Ich würde mit allen Kräften versuchen, Ihr Vertrauen noch einmal, diesmal unerschütterlich zu gewinnen. Lassen wir die erwägende Vernunft sprechen. Finden wir uns denn so wieder, wie wir uns verließen? Die Verhältnisse nicht nur, wir selbst sind anders geworden. Damals," fuhr er leiser fort, "waren Sie ein süßes, süßes Kind. Nun sind Sie wissend geworden. Mir selbst ist vom Schicksal manches Unreife, Ueberflüssige abgerissen worden."

"Wenn heute das Damals," fuhr er langsam fort, "an mich herantrete — aber das," unterbrach er sich hastig, "sind Dinge, die mit der Gegenwart nichts zu schaffen haben. Meine Berichte haben Sie empfangen. Könnten Sie verzeihen meine Hand annehmen, würde ich diese Stunde zu den glücklichsten meines Lebens rechnen."

Er streckte ihr die Rechte entgegen.

Eva richtete ihr Antlitz auf, es war tränenfeucht.

Dieser Anblick griff ihm ins Herz.

"Verzeihung —"

Sie wußte nichts mehr von ihrer herrlichen Schönheit, nichts mehr von der Seligkeit, die ihr Besitz gewährte. Sie sah nur die Hand, welche sie so oft umfing. Nach dieser Hand sehnte sie sich — bis zum Sterben.

Er umschloß ihre schlanken Finger, die sie ihm bittend reichte und hob sie an seinen Mund.

"Ich weiß gar — mir ist, als sei ich fremd in diesem Zimmer. Ganz fremd. Als ob Papa hereintreten müßte oder Mama mich rufen: 'Eben' —"

"Exzellenz", bat er sehr weich.

"Damit können wir doch keine Verzeihung anfragen, wenn Sie mich Exzellenz nennen. Bitte, nicht. Es tut mir weh."

Er küßte ihre Hand lebhafter.

"Lassen Sie mich nun gehen. Ja? Wir verlieren uns vom Wege."

"Oh, nein!" sagte sie mit aufstrahlendem Antlitz. "Gerade finde ich mich wieder." Sie

ließ seine Rechte nicht frei. "Der Haß, die Bitterkeit sind ganz verschwunden. Denn es gab doch viele Stunden," ihre Stimme wurde unsicher, "viele Stunden, wo ich sehr elend war. Sehr, sehr elend —"

"Weil Sie im Herzensgrund doch Mitleid mit mir fühlten," fiel Weching mit steigender Rührung ein.

"Ich weiß nicht," Ihre blauen Augen hingen mit strahlendem Glanz an ihm. "Mamas Salon — und meine Stube — und die blaue Ampel, die ich anzündete —"

Ihre heiße Impulsivität führte die Gedanken rastlos durcheinander. Von dem blauen Ampelschein drängten sie nach dem stillen Gemach im Grand Hotel zu Paris. Aber der Mann, der da zu ihren Füßen kniete, trug Wechtings Gestalt. Ein tiefes Ahnen ging durch ihre Seele.

In diesem Moment war Eva unaussprechlich schön.

"Wenn meine innigsten Bitten," sagte er, ihre weiche Hand mahnend umschließend, "meine innigsten Bitten etwas über Sie vermöchten —"

"Ich war sonst so heiter," flüsterte sie rasch, "Uebermüdig! Das ist aus. Auch wenn ich lache, tut mir — hier — etwas weh. Darum lache ich wenig. Und dann — mir ist oft, als sei ich's gar nicht mehr."

"Sie werden alles wiederfinden, Exzellenz," versicherte er warm.

"Aber nicht Exzellenz sagen," fiel sie hastig und mit neckischem Lächeln ein. "Das durchaus nicht. Sie müssen es mir versprechen. Ich will Sie oft sehen. Sehr, sehr oft. Nicht wahr? Aber wenn Sie mich Exzellenz anreden wollten, würde mir die ganze Freude verdorben sein. Das versprechen Sie —"

"Ihr Gemahl —"

"Ja, ganz recht," unterbrach sie ihn erröthend. "Das dürfte nicht angehen. Aber wenn wir beide allein sind — wir beide — Sie und ich — dann kann ich doch wieder Eva heißen — kann ich nicht?"

Er zog auch ihre linke Hand bittend an seine Lippen.

"Die Gefahr dieses Wunsches. — Nein, nein! Der Gedanke daran könnte verzeihlich sein. Die Ausführung nimmermehr. Glauben Sie mir. Denken Sie darüber nach, so werden Sie mir Recht geben. Unsere Stellung ist geschaffen. Darüber hinaus gibt's keinen Weg. Keinen Weg. Keinen —"

Der Vorhang tat sich von einander.

Weching bog sich hastig zurück. Erzürt auf sich, daß diese jähe Bewegung, diese verdächtige, notwendig geworden war.

Helene trat ein. Noch in Gut und Mantel. In der Abicht, Eva und Weching so rasch als möglich von einem peinlichen Beisammensein zu erlösen, während Eva in dieser Eile nur die Ungeduld erkannte, sich dem Geliebten nahe zu bringen.

Das junge Mädchen war einen Moment wie erstarrt an der Schwelle stehen geblieben.

"Nun, bitte doch!" rief Eva scharf. "Näher! Wenn man so stürmisch dahersieht, muß man doch wissen, weshalb?"

Weching war ihr entgegengegangen. Sein gutes Gewissen half ihm, sich über die Situation zu erheben. Ihn war, als habe er eine narotischernde Luft geatmet, davon ihm das Haupt wehtat. Helenes erste Ruhe wirkte wohlthuend und kühlend auf seine heißen Nerven.

"Laura's Mutter beauftragt mich —"

In ihrem Blick lag, daß sie an die Schuld glaubte. Dieser Gedanke packte ihn mit vernichtendem Gewalt. Weching tat einen stillen Eidschwur, Eva niemals allein wieder zu sehen.

"Ich werde den Brief drüben lesen."

Er fühlte, daß seine Stimme unsicher war. "Darf ich Dir drüben nicht Lebewohl sagen?" Sie war schon hinter dem blauen Vorhang verschwunden.

Die junge Frau hatte ihre Hände in einander gepreßt. Sie glaubte den vertraulichen Laut der

Aussprache nicht ertragen zu können. Mächtiger als je zuvor senkte sich das lastende Dunkel über ihre Ioeben noch jauchzende Seele.

Weching trat vor sie. Die Wandlung in seiner Haltung reizte sie im voraus.

"Bei dem Vertrauen, das Sie mir aufs neue schenken wollen, möchte ich Ihnen eine erste Bitte ans Herz legen."

"Bieten Sie bei Ihrem Gemahl allen Einfluß auf, ihn von der Erteilung seiner Zustimmung zurückzuhalten, welche nur Helenes Unglück bewirken kann. Sie ist nicht körperlich, nicht geistig für den Beruf der Krankenpflege geschaffen. Sie muß daran zugrunde gehen und würde nie zugehen, daß sie sich geirrt hat."

"Ich bin nicht ihr Schicksal," warf Eva mit harter Stimme und aufflammendem Groll dazwischen.

"Doch sind Sie es geworden," sagte Weching wohlverständlich.

Eine rasche Stichflamme der Eifersucht jagte über ihr Antlitz, beraubte sie der Selbstbeherrschung.

"Mich wollen Sie verantwortlich machen für diese heilige Heuchlerin? Mich? Sehen Sie mir dabei ins Gesicht, Weching! Nun sagen Sie mir noch einmal, daß mein Vater, oder Ihres Bruders Tod, oder der Haß Ihrer Schwägerin — oder gar Ihr eigenes Gewissen Sie zur Lösung unserer Verlobung trieb. Daß es nicht Ihre heimliche Neigung für Helene Lücken war, — und deren unbräutliche Neigung für Sie. Ein Kind hätte es erraten können! Nur ich nicht. Und ich, Märrin, vergoß Tränen über diese abscheuliche Komödie."

"So wahr ich lebe," sagte Weching, von Zorn und Ueberraschung fast im Gesicht, "wenn man Sie nicht absichtlich hintergangen hat, so hintergehen Sie sich selbst. Wehe Ihrer Seelenruhe, wenn Sie das glauben konnten! Nun verstehe ich, was Sie vorhin bewegte. — Wenn Sie das Opfer, das ich dem unerbittlichen Andenken eines Toten brachte, so schmadvoll deuten, habe ich jetzt niemals mehr ein Wort zu meiner Rechtfertigung hinzuzufügen. Was's dabei sein Bewenden haben."

Er verließ das Zimmer, ohne zu sehen, daß sie in ihren Sessel zurücktaumelte.

Eine Minute später rollte sein Wagen an ihrem Fenster vorüber.

17. Kapitel.

Richard Weching, auf dessen Ehre der irrtümliche Verdacht der Baroness wie ein Schandfleck lastete, ergriff jede Gelegenheit, welche ihm der Freiherr bot, begierig, sich durch mannhafte Ausprache Helenes Achtung zurückzugewinnen.

Er kam häufigeren Einladungen, sonstiges Widerstreben beiseite drängend, gewissenhaft nach. Treu seinem Gelöbniß, nie allein in Evas Nähe zu weilen, hatte er, außer gleichgiltigen Worten keine Silbe mehr an sie gerichtet. Unbekümmert, welche Gefühle er dadurch in ihrem Herzen erweckte.

Sein Blick, sein ganzes Begehren suchte Helene. Aber sie wich ihm in unnahbarer Weise aus.

Nur einmal hatte er ihr flüchtig gegenübergestanden und nach ihrer Hand gegriffen, die sie ihm schweigend entzog.

"Du weißt nicht, was Du mir antust."

Sie sah ihn mit ihren klaren Augen an, als wollte sie bis in den Grund seiner Seele dringen. "Was willst Du von mir?"

"Rechtfertigung."

"Ich habe keine für Dich," sagte sie und war von ihm gegangen.

Immer wieder tauchte der Wunsch und immer dringender in Weching auf, diesen verworrenen Verhältnissen zu entfliehen. Ihn fesselte die Pflicht. Und auch sein Herz. Er wollte eine schriftliche Aufklärung an Helene senden. Aber er zögerte, einen Gegenstand brieflich zu erörtern, der die Ehre und den Frieden einer makellosen Familie in sich schloß. Abgesehen davon, daß dieser Brief in unrichtige Hände fallen konnte.

So wartete er.

Auch Eva harrete. Was erharrte sie? Sie hätte es nicht sagen können. Sie fühlte nur, daß es so nicht bleiben könne, daß Schatten um ihren Weg sich legten. Und daß ein Sturm kommen mußte, diesen Schatten zu verjagen.

Wie ein Blitzschlag war die Erkenntnis über sie gekommen, daß sie sich über sich selbst getäuscht. Wo war nun der Haß, auf den sie ihr Geschick so trotzig aufgebaut? Wenn das Fundament vermorschte, mußte auch das Gebäude in Trümmer gehen.

Das Bewußtsein ihrer Liebe zu Wechting, nun sie sich um Lenas Willen von ihm aufgegeben glaubte, durchsetzte ihr Blut mit schleichendem Gift. Sie konnte nichts anderes mehr sich abringen als Grübeln und Vergleichen. Sie wollte sich betrogen finden. Es war ein krankhafter Trieb, bitterste Selbstqual, der sie sich in romantischer Ueberschwenglichkeit willig hingab.

Bis zu dem verhängnisvollen Moment, welcher die angefallene Schwelle dieses mühsam zusammengetragenen Wahns zerriß.

Sie erinnerte sich plötzlich jener stürmischen Szene, welche ihrer Rückkehr in die Heimat voranging, in der Helene ihr von Wechtings Liebe gesprochen. Woher konnte sie davon unterrichtet sein? Durch Briefe allein. Diese Briefe mußten aufbewahrt sein. Diese Briefe mußte sie lesen. Ganz gleich, was für Bedenken sich dagegen aufbäumten.

Die junge Frau, dem Dämon der Leidenschaft unrettbar verfallen, zitternd vor Erwartung, sann mit fieberhafter Ungeduld der Gelegenheit nach, sich Klarheit zu verschaffen.

Wie oft sie heimlich den Fuß in Lenas Zimmer setzen mochte, der Schreibtisch der Baroness stand verschlossen. Endlich, als dieselbe sich in einer Vereinsitzung befand und sie Justine ausgegangen wußte, sah Eva den heißbegehren Schlüssel verlegen im Schlüsselloch stecken.

Mit einem Jubelschrei im Herzen stürzte sich die junge Frau auf den gefährlichen Fund.

Durch die leichtverfüllten Scheiben drang noch Dämmerlicht genug, die Aufschriften der Briefpakete zu enträtseln, welche Eva hastig von einander hob und auf die Tischplatte niederwarf. Alles fremde Züge, fremde Namen.

Schon schlich markternde Enttäuschung durch ihr glühendes Erwarten, als Eva einen Seufzer der Erleichterung ausstieß. Sie hatte gefunden, was sie suchte.

Die Briefe an sich rassend und zum Fenster eilen, war das Werk eines Moments. Daneben stand der Kinderstuhl, in welchem sie damals getrauert, als Helene sie mit Vorwürfen überhäuft.

Übermals schmiegte sie ihren schlanken Körper in diese knisternde Seide, riß den Umschlag beiseite und las mit zuckenden Wimpern, quellender Reue und schwärmerischem Entzücken, was Wechting dem Mitgefühl der Freundin anvertraut.

„Zuweilen, wenn mir das Bild des Glückes nahe tritt, welches ich zu dieser Stunde in meinen Armen halten müsse, träume ich, es könne der Hirschheid meiner Schwägerin den Vann, unter dem wir leiden, lösen — in welchen das Schicksal mich zwang. Ah! was soll ich anderes zu meiner Entschuldigung anführen, als daß ich Eva mit allen Fasern meines Herzens liebe —“

Eva preßte das Blatt Papier gegen ihre glühende Stirn.

Oh, daß sie so schnell nicht den anderen genommen! So wäre längst der Tag gekommen. Sie sprang auf.

Noch war es nicht zu spät. Nur lieb mußte Wechting sie haben. Hier stand's: „mit allen Fasern meiner Seele.“

Glückseliger Fund! Nun mußte sie ihm abhüten, und beichten. Es konnte ja noch alles gut werden. Man darf ja noch Ehen lösen. Wenn sie ihrem Gatten frühweg sagte: „Ich möchte von Dir gehen und des anderen Weib sein. Weil ich ihn liebe und wir immer zu einander gehörten.“

Das war's! Nun erst mußte sie Wechting sprechen. Allein. Lange, ungestört! Um jeden

Preis. Sie wollte ihn erst versöhnen, dann ermutigen und endlich beglücken.

Aber wie konnte sie ihn dazu bestimmen, da er ihre Nähe eigenwillig floh?

Eine innere Stimme überzeugte sie, daß keine Bitte ihrerseits ihn zu einer geheimen Zusammenkunft bewegen könne.

Vergebens sann die willig ihren Impulsen verfallene junge Frau dieser Unmöglichkeit nach.

Ein rettender, häßlicher Gedanke schoß ihr jäh durch das rastlos sich in Phantasiegebilden erschöpfende Hirn.

Wenn sie Helenens Handschrift nachahmte, kam Wechting gewiß.

Einen Moment stand ihr selbst der Atem still, ihr, Solbens Tochter, vor diesem Wagnis.

Als sie's auszuführen entschlossen war, traf die Dienerschaft in ihren Räumen die letzten Vorbereitungen zu einem ausgedehnten Abendempfang, welcher um der Halbtrauer willen den sonst auf der Liste der Wintervergnügen stehenden Ball ersetzen mußte.

Wie leicht war es nun, ein Unwohlsein vorzuschützen und für die Gesellschaft zu verschwinden!

Von ihrem weißen Atlasleid unrauscht, mit unsicherem Blick und schlagenden Pulsen tat sie den ersten Schritt auf dieser abschüssigen Bahn.

Ein Brief der Baroness lag vor ihr. So weniger Zeilen bedurfte es nur. Und Wechting kam.

„Nach Tisch muß ich Dich sprechen.“

Wie leicht und wie gelungen war die Täuschung! Aber wo ihn sehen? Dort, wo niemand nachspürte? Gab's keinen Ort, der menschensicher war?

Doch! Daß ihr's nicht gleich einfiel!

„Im Eckzimmer des alten Schlosses. Benutze die Kavalierstreppe.“

Sie faltete das Blättchen zusammen und ging, den Teller zu fuchen, auf welchem die offenen Ruberts lagen, darin auf einer Karte der Herren die Namen ihrer Tischnachbarinnen notiert waren. Richard von Wechting!

Die junge Frau, sich hastig umschauend, ließ mit glücklichem Lächeln ihr beschriebenes Blatt neben der Tischkarte im Rubert verschwinden, des ersehnten Erfolges nun durchaus sicher.

Der Hofmarschall war an diesem Abend durch wichtige, unvorhergesehene Geschäfte bis zum letzten Moment in Anspuch genommen gewesen, so daß er kurz vor seinem ersten Gast sich im Salon neben seiner Gattin einfand. Sonst wäre ihm der fieberhafte Glanz ihrer Augen nicht entgangen.

Als Richard Wechting in den Rahmen der Tür trat, galt sein erster Blick Helene.

Er war lebiglich gekommen, unter dem Schutze der vielköpfigen Menge eine Ausprache mit ihr zu erzwingen. Den entehrenden Verdacht gegen ihn aus ihrer Seele zu nehmen.

Was war ihm die faszinierende Schönheit der jungen Erzelenz, daran sich die Bewunderung der Männerwelt nicht erschöpfen, noch genug tun konnte!

Mitten im glänzenden Gewühl trat er zu Helene. „Willst Du's nicht einmal wieder versuchen, mir die Hand zu reichen? Wenn ich der elendeste unter allen Verbrechern wäre, Du könntest mich nicht schlechter behandeln. Laß mich Dir doch sagen, was ich Dir sagen möchte, sagen muß. Ich bitte nicht nur, ich habe das Recht, es zu verlangen. Ich besteh' darauf. Gib mir Gelegenheit. Heute noch. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist unerträglich.“

Sie drückte ihre Hand fest um den Fächer. „Ich habe mich im Interesse meines Vaters zu einer Ausprache entschlossen.“

„Wann?“ fragte er hastig. „Seute Abend noch?“

Sie nickte. Freunde traten dazwischen.

Wechting, das Tischkurt ungedrückt noch in der Brusttafche seines Fracks tragend, entsann sich dessen erst, als die Turen des Speisesaales sich geräuschlos auseinander taten.

Daß die Baroness seine Dame nicht hatte sein wollen, lag auf der Hand. Jede andere war ihm gleichgiltig.

Wechting zog die Karte hervor, ein gefaltetes Blatt Papier glitt ihm von selbst in die Hand.

Er las. Er war überrascht. Nicht sowohl von dem Wunsche selbst, welchen er notwendig ihrer Iobchen ausgesprochenen Absicht anschoß, als von der geheimnisvollen Wahl des Ortes.

Indessen, der Respekt, welchen er bisher allen Maßnahmen der Baroness entgegengetragen, gewährleistete ihm besondere Gründe, schwerwiegende, auf welche sich diese seltsame Forderung stützte.

Er bildete sich ein, daß der eigentümlich sprechende Blick, der ihn aus Lenas Augen, da sie eben an ihm vorüberschritt, traf, sich mit diesen Erwägungen beschäftigte. Und er war nunmehr entschlossen, nach Aufhebung der Tafel das Gemach der weißen Frau aufzusuchen.

Der Weg dorthin war ihm wohl bekannt, auch das verfallene Reich des fabelhaften Schlossgepfeistes.

Drunten vor den Bureaus des Marschallamtes brannten noch die Lampen. Es wurde gerade heute bis tief in die Nacht hinein gearbeitet.

In ihrem Lichtschein sah Wechting die schwerfällige Kavalierstreppe mit ihrem altertümlichen Holzgeländer in den Schlagstatten, die sie war, wie ein langgestrecktes Ungeheuer an der getünchten Wand emporklimmen.

Mit leisem Echo, welches sein Schritt erweckte, eilte Wechting die Galerie entlang, an den bunten, tauchbeschädigten Wappenbildern vorüber, — denselben Weg, welchen verliebte Hofkavaliere dazumal so geschickt für räthliche Stelldicheins gefunden unter dem Schutze des Aberglaubens.

Er öffnete die Tür und trat ein.

Feuchtwarmer Moderduft schlug ihm entgegen. Der Mondschein spann mit geisterhafter Klarheit seine Kette durch den öden Raum. Tausend staubgraue Spinnweben an den Scheiben und unter den Fensterwölbungen ließen ihr Maschenwerk deutlich darin erkennen. Auch über das verblühte Prunbett mit seinem seidenen Fegenschmud ergoß er seinen silbernen Lichtstrom bis an die gestörnte Kammertür, durch deren klaffende Oefnung es über den roten Steinboden des vermauerten Vorraums floß.

Wechting lauschte in die Galerie hinaus. Ein unbekanntes Gefühl der Unruhe war über ihn gekommen. Jetzt hörte er die gegenüberliegende Pforte matt aufstinken. Einmal nur. Sie blieb also angelehnt. Und leichtes Aufrauchen näherte sich. Nun fiel ein gelblicher Lichtschirm über die Schwelle. Er rührte von einer breckenden Kerze her, welche die vom weißflochten Umhang an Kopf und Hals verhüllte Frauengestalt in der Hand trug.

„Helene,“ sagte Wechting mit sanftem Tadel, „was haben wir beide hier zu suchen?“

Eva hatte den Leuchter auf den Tisch geschoben, von dessen wurmfischiger Platte eine Staubwolke wirbelte, und den Umhang fortgeworfen.

In ihrer verführerischen Schönheit, mit fiebernden Wangen und schamvollen Augen, stand sie in dieser vergaunten und verödeten Umgebung wie eine Märchengestalt, welcher ein Zauberswort Körperlichkeit verliehen.

Wechting war, kaum noch an einen Irrium denkend, vielmehr gepakt von der gefährvollen Wahrheit, entsetzt zurückgetreten.

„Sie?“ fragte er unendlich vor Erregung. „Sie hier? Zu welchem Zweck? Und durch welches Mittel! Ich bitte Sie! Warum das alles?“

Er konnte nichts fühlen als Zorn und Angst. Angst um die unbesonnene Leichtfertigkeit dieser Frau, die er einst geliebt.

„Und für wen?“ fragte er finster weiter. „Für wen stürzen Sie sich in die Gefahr dieses Beisammenseins? Für einen Mann, den als Schurken zu hassen und zu verachten Sie sich das Recht nahmen. — Ich bitte Sie,“ fuhr er mit jantierer Dringlichkeit fort, „ich bitte Sie, folgen Sie diesem



Gefühl leht. Sie sollen damit im Recht sein. Nur nicht Güte in diesem Augenblick. Bestimmen Sie sich, Sagen Sie mir, daß Sie mich hassen — „Nicht mehr —“ flüsterte sie leise, und schlug ihre liebeleuchtenden Augen zu ihm auf. Sein Herz preßte sich zusammen. Er wich dem Blicke aus.

„Ich weiß —“ flüsterte sie, ihre weißen Hände ineinander faltend. — „Und ich komme, Ihnen den Irrtum abzubitten.“

Ihre kindliche Haltung, die schüchterne Sanftmut dieser Worte machten Wehning die häßliche Tatsache der vorangegangenen Fälschung vergessen.

„Glauben Sie nicht mehr, daß ich wie ein Schurke an Ihnen gehandelt habe?“ fragte er finstler. Er unterbrach sich ruhiger. „Ich wollte ja keine Rechtfertigung in Ihren Augen. Also lassen Sie es bei dem Verdacht bewenden. Verachten Sie mich.“

Wie ein Schrei drängte es sich über Eva's Lippen. „Und wenn ich es nicht könnte?“

Die Frage zerriß den Bann, unter welchen ihre Leidenschaft noch gefesselt lag. Zugleich stürmte das Bewußtsein der unerträglich rasch fliegenden Sekunden dieses Beisammenseins auf ihre hocherregten Nerven ein. Sie konnte nicht anders, als dem Drange nachgeben, welcher ihr die Worte von den Lippen riß. (Fortsetzung folgt.)

Der Weg zweier Menschen.

Roman aus dem modernen Leben von Elisabeth Wenden (13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine Nacht, die kein Ende nehmen wollte. Unaufhörliches Grübeln, ein fortwährendes, angespanntes Wiederholen aller gefallenen Worte, ein ruhloses Wiedererleben jener Szene, Zorn, Scham und dazwischen — ein schüttelnder Ekel vor sich selbst. Der Ekel ließ sie nicht schlafen, er brannte in ihr wie ein Gift, er wurde zu einem körperlichen Schmerz.

Als sie am Morgen aufgestanden war und ihre Bücher für die Stunden ordnete, überkam er sie wieder so stark, daß es sie hinaustrrieb ins Freie. Es war noch eine Stunde vor Schulanfang. Sie ging aus der Stadt hinaus, dann mit starken Schritten einen Feldweg hinunter. Ein frischer Wind wehte. Die Leute arbeiteten zu beiden Seiten des mit Birken eingefassten Weges. Ringsumher die scharfen, klaren Lichter des Morgens. Die Erde rüstete sich zum Wohlgenuß des Tages.

Zrmgard blickte nicht umher. Sie ging, die Augen am Boden, die Stirn in Falten. Sie ging schnell, sehr schnell, wie, um nicht denken zu müssen und den Ekel nicht zu fühlen, der sich an sie krampfte. Da sah sie drüben auf der Landstraße ein leichtes Jagdwägelchen und Laßdorf kutschierend. Sie war stehengeblieben. In demselben Augenblick sah er auf. Ein paar Sekunden später warf er dem neben ihm sitzenden Knecht die Zügel zu, wies ihn an, zur Stadt zu fahren, und sprang vom Wagen. Zuerst war es, als wenn er direkt über den gehackten Acker zu ihr hinüber wollte, aber er bejamm sich und ging weiter, um in den Feldweg einzubiegen.

Je näher er auf sie zukam, um so langsamer ging er. Sie ging ihm mit ruhigen Schritten entgegen. Er löstete den Hut. „Guten Morgen,“ sagte er, „es ist mir lieb, Dich hier zu treffen. Nach dem gestrigen Tag ist uns wohl beiden eine Aussprache erwünscht.“

„Ich glaube auch.“

Langsam gingen sie zusammen weiter. Er sah sie nicht an und fuhr strunzengelnd und sehr verlegen fort: „Was Du mir gestern abend sagtest, das schiebe ich auf Deine Erregung und denke nicht mehr daran. Ich muß ja auch offen sagen, daß ich Dich reizte und vielleicht nicht ganz gerecht war gegen Dich. Aber Du kannst mir glauben — eine solche Enttäuschung ist schwer für einen Mann.“

Er sprach gewissen und ruhig, aber durch seine Stimme irte wie gefangen die leidenschaftliche

Schnucht, alles vergessen zu machen, und unter den kühlen, sachgemäßen Worten bebte die Zärtlichkeit.

Nachher dachte ich daran, wie gänzlich unbeschützt und unbeaufsichtigt Du in Berlin lebst und dazu noch in einer Umgebung von Künstlern, die natürlich lockere Sitten und laze Grundsätze haben. Das mußte ja auf die Dauer demoralisierend auf Dich wirken, besonders zu einer Zeit, wo der Charakter noch nicht fertig war. Ich bin gestern abend zu hart gewesen gegen Dich. Wir wollen beide diese Sache vergessen, und ich verspreche Dir, niemals durch ein Wort daran zu erinnern, was Du damals aus Unverständnis und infolge schädlicher Einflüsse gefehlt hast.“

Sie wandte den Kopf rasch zu ihm um: „Aber denken würdest Du daran, immerfort.“

Der Führer der Jungtürken in Berlin.



Major Enver Bey.

Major Enver Bey, der berühmte Führer der Jungtürken und Urheber der türkischen Konstitution, hat jetzt seinen Posten als Militärattaché bei der türkischen Botschaft in Berlin angetreten. Major Enver Bey ist der bekannteste Mann in der Türkei. Nach ihm ist sogar ein türkisches Kriegsschiff benannt worden. Er hatte im Stillen die jungtürkische Organisation geleitet und gab das Zeichen zur Erhebung gegen den türkischen Absolutismus in dem Moment, als er von seiner Garnison nach Konstantinopel befohlen wurde, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte.

„Ich verzeihe Dir alles, Zrmgard, wirklich! Ich will vergessen. Wir sind ja auch alle fehlende Menschen.“

„Das fällt Dir merkwürdig spät ein —“

„Wir wollen die Sache ruhen lassen, ich bitte Dich!“

Sie schüttelte den Kopf und blieb vor ihm stehen: „Es geht nicht mehr, Richard! Mein Gott, es sind doch Welten zwischen uns, fühlst Du das denn nicht? Es wird nie, nie gehen! Wir würden beide elend werden. Laß uns die Sache vernünftig auffassen! Wir haben uns eben in einander getäuscht, wie es tausend Menschen tun. Das wissen wir beide jetzt und darum — laß uns Abschied nehmen.“

„Du kannst das von gestern nicht vergessen, das ist es!“ murmelte er finstler.

„Ach, Richard! Es ist nicht das von gestern. Etwas hart warst Du freilich, aber ich war noch härter. Du hastest mich von Sinnen gebracht, und vielleicht war's gut, daß ich Dir die Wahrheit sagte. Alle Schuld liegt ja an mir. Ich habe einen Ekel vor mir selbst. So niedrig war ich, so niedrig! Vor jedem Straßenweib hab' ich mehr Achtung als vor mir. Wie ich mich schäme! Ich begreife mich nicht, ich verstehe mich nicht. Ich war damals, als Du zu mir kamst und mich fragtest, nicht ich selbst. Ich war überreizt, erschöpft. Aber ich will mich nicht entschuldigen. Ein Frevel war's doch! — — — Es tut mir leid, daß ich Dir jetzt so weh tun muß, Richard, denn Du bist sehr gut zu mir gewesen. Sehr gut und freundlich. Daß Du nicht aus Deiner Natur herauskonntest, kann ich Dir nicht zum Vorwurf machen; ich hab' ja auch nicht aus meiner herausgefunden. Und nun laß uns ohne Groll scheiden!“

„Man soll sich zuweilen mit der Zeit lieben lernen,“ murmelte er, von ihr weggehend. „Und — — — und, es ist doch eine unerhörte Charakterlosigkeit, so einfach wieder auseinander zu laufen. Wenn man Grundsätze hat, darf man das nicht. Es fällt ein sehr zweifelhaftes Licht auf einen. Du wirst das in Zukunft merken, Zrmgard.“

Nun lächelte sie. „Das Gerede der Leute kann ich ertragen. Und Du wirst es auch aushalten, Richard! Grundsätze, die mir gebieten, festzuhalten an einem Wort, das Unwahrheit geworden ist, habe ich nicht. Hast Du solche, so tut es mir leid, daß Du sie dies eine Mal überschreiten mußt. Und nun, bitte — — wir wollen dies Gespräch beenden. Es hat keinen Zweck weiter.“

Er richtete sich auf und nahm seine männlich feste Haltung wieder an, die ihm gewöhnlich eigen war. „Und das übrige machen wir wohl am besten schriftlich,“ sagte er kühl, „wenn unser Entschluß bis dahin gefaßt ist.“

„Du weißt, daß ich entschlossen bin!“

Er ignorierte diese Worte, verbeugte sich förmlich und ging. Nach ein paar Schritten blieb er noch einmal stehen und sah sie wie gebannt an. Es zuckte über sein Gesicht. Die gezwungene Kälte war plötzlich verschwunden. Etwas Leidenschaftliches, Todwundes sah sie aus seinen Augen an. Er sah in diesem Augenblick um Jahre älter aus. „Zrmgard!“ stammelte er, mit äußerster Mühe an sich haltend.

Und daneben sah sie plötzlich wie in einer Vision sein seltsam verwandeltes Bild von gestern abend. Und sie fühlte mit einer Art Neue, daß gerade das in ihr fortleben würde und nicht wieder ausgelöscht werden konnte, weil sich sein eigentliches Sein gerade hier offenbarte.

„Verzeih' mir!“ Sie sprach es leise, mit weißen Lippen, aber sie stand unbeweglich.

Er entfernte sich, ohne sich umzusehen. Sie sah, wie krampfhaft gerade er sich hielt, wie er gewaltsam Würde und Gelassenheit martierte. Es zog ihr das Herz zusammen. Sie sah ihm nach, bis er verschwunden war. Dann schloß sie die Augen und atmete tief.

Und da kam es plötzlich über sie, das Gefühl ihrer widererlangten Freiheit. Es kam mit einer plötzlichen, so himmelstürmenden Gewalt, daß sie sich unwillkürlich an den Stamm der Birke lehnte, um nicht umzufallen. Ueber ihr Wangen liefen Tränen, ein Jauchzen drängte sich auf ihre Lippen, in allen Nerven fühlte sie ihre Jugend. Die Zukunft, deren Last sie oft zu Boden gedrückt hatte, war ihr plötzlich ein berückendes, sonnenschimmerndes Land. Sie lächelte hinein. — — — Frei, frei! — — —

Am Nachmittag erhielt sie plötzlich ein Telegramm mit der Nachricht, daß der Geheimrat v. Erhardt gestorben sei. Sie reiste nach Berlin.

Aus dem Boden begi-nt der Frühling zu keimen, zögernd, schen. — — — Es ist schon um diese Zeit am Strande der Adria. . . Es wogt durcheinander auf der Strandpromenade, felsche Wienerinnen mit sehr toupiertem Haar und meist einer kleinen Neigung zum Embonpoint. Cigierks

